Agglo - was? : Vor- und Nachurteile über die Agglomeration

Autor(en): **Kotte, Jens / Roesch, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari**

Band (Jahr): **99 (2009)**

Heft [4]

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1003876

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Agglo – was? Vor- und Nachurteile über die Agglomeration

Vorurteile (Jens Kotte)

Als Student aus Kiel musste ich mir den Inhalt dieser Veranstaltung im Vorlesungsverzeichnis zweimal durchlesen. «Agglomeration» – dieser Begriff war mir noch nie untergekommen. Weder in den letzten sechs Semestern Volkskundestudium, noch in einer anderen Situation. Eine Bildungslücke, ein neuer Forschungstrend der Volkskunde? War mir da etwas entgangen?

Nachdem ich mir die Beschreibung der Exkursion durchgelesen hatte, wurde mir allmählich klar, um was es geht. In Deutschland ist dieser Begriff, so will ich meinen, nahezu unbekannt. Eine Suche bei Google gab mir in dieser Hinsicht recht: Von den ersten zehn Einträgen waren lediglich die auf Deutsch geschriebenen Einträge der online-Enzyklopädie Wikipedia ein Hinweis auf das Vorhandensein dieses Wortes im deutschsprachigen Raum. Die anderen sieben Einträge waren auf schweizerischen Seiten.

Bei «Agglomeration» handelt es sich eindeutig um einen Begriff, der hauptsächlich in der Schweiz benutzt wird. In Deutschland wird dieser abseits der Stadt gelegene Wohnraum mit verschiedenen anderen Begriffen umschrieben, die teilweise recht schlecht konnotiert sind: Satellitenstadt und Trabantenstadt scheinen geläufig, auch hört man ab und an den Begriff Speckgürtel, mir persönlich ist besonders das englische *suburb* bekannt. Letzteres erinnert an den Song *Suburbia* der britischen Electropop-Band The Pet Shop Boys. Dieser Klassiker aus dem Jahre 1986 beginnt mit folgenden Zeilen: *«Lost in the high street where the dogs run…»*. Es folgt eine Aufzählung von vorstädtischen Assoziationen: «Jungs treiben sich rum […], Vorstadthölle […], Sirenengeheul […], Polizei […], Fenster einwerfen». All das beschreibt die vermeintliche Einöde der Suburbia, die vor allem langweilig und voller Gewalt zu sein scheint.

Weit verbreitet ist in Deutschland der unklare Begriff «Speckgürtel», der den bürgerlichen Wohlstand von Einfamilienhaus-Siedlungen umschreibt. Dagegen haben die Ausdrücke «Trabantenstadt» oder «Satellitenstadt» einen eher negativen Beigeschmack. Hier konnotiert man Hochhäuser, grauen Beton und soziale Isolation.

Die Agglomerationen in der Schweiz haben gleich denen in Deutschland einen schlechten Ruf – wie dies auch auf der Tagung der SGV zum Ausdruck gebracht wurde. Zum einen erscheinen sie als von sozial Schwächeren besiedelte Gebiete mit Blockbauten, in denen die sozialen Probleme bis zur Kriminalität offensichtlicher als in anderen Gegenden sind. Zum anderen besteht gegenüber Agglomerationen das Vorurteil, in diesen Gegenden würde man nur schlafen – als sei Leben nur in einer «richtigen» Stadt möglich. Ein grosser Schlafplatz, in dem sich die Menschen vom Leben und Arbeiten in der Stadt ausruhen.

Dies waren die ersten Eindrücke zum Begriff der Agglomeration. Je mehr ich mich während der Tagung mit dem Thema beschäftigte, desto mehr wurde mir jedoch bewusst, dass es auch in Deutschland die «andere» Agglomeration gibt. Ein Blick auf die sogenannte Nordheide südlich von Hamburg kann das zeigen. In dieser Siedlung inmitten einer reizvollen Landschaft wohnen viele Menschen, die täglich zur Arbeit nach Hamburg pendeln. Nördlich von Hamburg erstreckt sich, bereits im Bundesland Schleswig-Holstein gelegen, ebenfalls ein Speckgürtel mit Pendler-Bevölkerung.
Dennoch bleibt bezüglich Agglomeration der Eindruck einer kulturellen Wüste bestehen. Ich beziehe mich hier auf Kultur als Hochkultur, also Theater, Jazzkonzerte, Oper oder Kleinkunst. Wer eine solche Form der Unterhaltung sucht, scheint – und dies wird in der Schweiz nicht anders sein – auf die «grosse Stadt» angewiesen. Die Agglomeration, so das Vorurteil, ist im Vergleich zur Stadt trist, langweilig und unspektakulär. Sie gilt als zu normal, als ein Ort, an dem es sich zwar leben, aber an dem sich nicht viel entdecken lässt.

Kommentierte Rundgänge durch die Agglomeration (Felix Roesch)

Wettingen

Nach dem Ende der Vortragsreihe stand zum Abschluss des ersten Tages ein Rundgang durch Wettingen auf dem Programm, welcher von *Dr. Bruno Meier* geführt wurde. Er begann noch im Flur des Rathauses, wo verschiedene Schwarz-weiss-Fotografien aus den 1950er- und 60er-Jahren zur Stadtgeschichte Wettingens erläutert wurden. Dies machte gleich zu Beginn deutlich, wie stark sich das Stadtbild Wettingens verändert hat. So wurde der heutige Rathausvorplatz noch in den 1950er-Jahren landwirtschaftlich genutzt. Danach ging es über die Haupteinkaufsstrasse in den alten Dorfkern von Wettingen. Dies mutete zunächst surreal an, war man eben doch noch von 50/60er-Jahre-Wohnsilos umgeben gewesen. Hier zeigte sich auch, wie schnell die Gemeinde in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gewachsen ist.
Dann wurde noch das ehemalige Dorfcasino besichtigt, welches früher Versammlungs- und Festivitätenmittelpunkt des Dorfes war, heutzutage aber nur noch selten Veranstaltungen dient. Der Name «Casino» löste bei mir zunächst Verwirrung aus, da ich mit diesem Begriff eigentlich Glücksspielorte verbinde – bis ich mich erinnerte, dass ich mein Halbtaxabo ja auch im Stadtcasino gekauft hatte! Nächster Programmpunkt war ein Gebäude mit frühneuzeitlicher Bausubstanz, das jetzt komplett entkernt als Kindertagesstätte dient. Eine Nutzung als Heimatmuseum war zuvor angedacht, aber mangels aussagekräftiger Exponate verworfen worden. Der Rundgang endete am jungen Gemeindeplatz. Er ist an der Haupteinkaufsstrasse gelegen und als Treffpunkt für die Anwohner geplant. Dieses Ziel wurde jedoch verfehlt, denn weder ansprechende Sitzmöglichkeiten, noch Grünflächen oder sonstige Einrichtungen luden zum Verweilen ein. Dies sehen laut Bruno Meier auch die Anwohner so, die sich nicht länger als zum Einkaufen in den angrenzenden Geschäften vor Ort aufhalten.

Samstag, 19. September
«Schlieren, ein wahres Stück Schweiz»

Nachdem ich aus dem Zug gestiegen war, lässt sich mein erster Eindruck von Schlieren so zusammenfassen: Hier liegt ja echt der Hund begraben. Ein hässlicher Bahnhofsvorplatz, gesäumt von zwei Kiosken und einem Friseursalon in einem tristen Betonklotz. Einzig und allein das Wasserspiel in der Mitte des Brunnens vermittelt etwas Lebensfreude. Bei diesem ersten Eindruck fühlte ich mich unmittelbar an deutsche Agglomerationen wie Pinneberg (bei Hamburg) erinnert, die beim Verlassen des Bahnhofs eine ähnliche Trostlosigkeit vermitteln und auch sonst nicht viel zu bieten haben, da dort Kultur- und Jugendeinrichtungen durch die Nähe zu Hamburg keine Chance haben.

Aber zurück nach Schlieren. Die Führung an diesem Vormittag leitete *Beat Suter*, der für die Metron Raumentwicklung AG arbeitet, welche mit der Stadtplanung von Schlieren betraut ist. Er stellte uns nach und nach das von ihm mitentwickelte stadtplanerische Konzept für Schlieren vor. Dieses Projekt war von der Stadt ins Leben gerufen worden, nachdem Umfragen Schlieren ein äusserst negatives Image zugesprochen hatten. Dieser Eindruck wurde wohl stark von den vielen Industriebrachen in Gleisnähe geprägt, die bei Durchreisenden dieses trostlose Bild entstehen liessen. Nur die Schlieremer selbst sind mit ihrer Stadt recht zufrieden, wie uns von Suter verraten wurde. Sie wirken auch selbst an der Stadtplanung mit, durch das Einbringen von Ideen und Wünschen sowie durch die Teilnahme an Workshops.

Dass hier Imageverbesserungen anstehen, zeigt sich eindrucksvoll wenige Meter hinter dem Bahnhof, wo eine riesige Baugrube davon kündet, dass hier ein Einkaufszentrum stehen wird. Dies wird sicher zur Belebung der Bahnhofsumgebung und des Zentrums beitragen. Danach geht es in den ehemaligen Dorfkern, und noch stärker als am Vortag fühle ich mich an einen anderen Ort versetzt: Fachwerkhäuser, mittelalterliche Kirche, viel Grün und ein Teich. Als sei ich in einem verträumten Dorf irgendwo in der Pampa und nicht mitten im industrie- und gewerbedurchsetzten Schlieren. Die durch die rasante Entwicklung Schlierens (1000 Einwohner im 19. Jahrhundert, 10 000 im Jahr 1960) stark verminderte dörfliche Identität scheint hier künstlich konserviert.

Doch nach wenigen Schritten hat man diese Scheinidylle hinter sich gelassen. Nächster Punkt sind eine Reihe von modernen Wohnbauten in Gleisnähe im neuen Stadtteil Schlieren West, von denen einige durch ihre gewagte Farbwahl (grellblaue Balkone) auffallen und sich auch sonst eher farbenfroh geben. Viele der Bauten sind eingebettet in parkähnliche Anlagen, viele spielende Kinder lassen auf den Haushaltstyp Familie der Bewohner schliessen. Laut Suter waren die neuen Wohnungen in kürzester Zeit vergeben, was verdeutlicht, dass Schlieren als Wohnraum attraktiver wird. Gleichzeitig verlieren jedoch die älteren Wohnungen im Ort an Status. Dem versucht man unter anderem mit Modernisierungsmassnahmen entgegenzuwirken, wie an einigen Fotos im Fotovortrag am Vortag deutlich wurde, als einige Gebäude

Neue Wohnblöcke in Schlieren (Foto F. Roesch)

durch ihren neuen Anstrich und die Umgestaltung des Vorareals kaum noch wiederzuerkennen waren.

An dieser Stelle der Exkursion, wo sich das Quartierbild als sehr durchgeplant zeigt, entbrennt dann eine Diskussion zwischen dem Stadtplaner und einigen Exkursionsteilnehmern, die ich interessiert verfolge. Es dreht sich darum, ob dem Privateigentümer durch die stadtplanerischen Vorgaben womöglich zu viel aufgezwungen würde. Und dass die Stadt in Zukunft nicht in der Lage sei, der sozialen Entwicklung und dem Aufkommen von Müll und weiteren Folgeproblemen zu begegnen und diese dann zu Lasten der Bewohner gehen. Es wirkt auf mich, als ob eine unterschwellige Angst vorherrschte, dass die Interessen einzelner Bürger durch Behörden übergangen werden könnten. Daher kommt es immer zu einer Zusammenarbeit verschiedenster Kompetenzen, um allen gerecht zu werden. Aber die einzelnen Einrichtungen befürchten, dass sie dadurch an Entscheidungsmacht verlieren. Daher sind viele Entwicklungen an lange Prozesse gekoppelt, was natürlich oftmals ein Hindernis für Projekte darstellt. An dieser Stelle wird die Diskussion dann zunehmend politischer. Am Ende einigt man sich jedoch, dass langsame Veränderungen positiv sind und die Schweiz bisher damit gut gefahren sei.

Allgemein scheint mir der Bevölkerungsmeinung hier ein wesentlich höheres Gewicht beigemessen zu werden (von den zahlreichen Volksabstimmun-

Schlieren, neugenutztes Fabrikgebäude der ehemaligen Gasfabrik. Am hinteren Ende des Gebäudes ist die Outdoor-Kletterwand des Kletterparks zu sehen (Foto: F. Roesch).

gen und Bürgerbegehren in der Schweiz einmal abgesehen). Das kenne ich aus Deutschland nicht, wo bei ähnlichen Vorhaben oft mit öffentlichem Interesse zum Wohl der Allgemeinheit argumentiert wird und Rechte und Meinungen des Einzelnen wenig zählen. In Deutschland kann man sich meist nur in grossen Massen und mit medienwirksamen Aktionen wehren, oft in der Hoffnung, dass sich dann Politiker der Sache annehmen. Ein Beispiel hierfür wäre die Mediaspree in Berlin, bei der Ufergebiete der Spree im Stadtgebiet privatisiert werden sollen.

Nach einem Wechsel auf die andere Seite der Gleise sind wir nun im Norden der Stadt. Es erwartet uns eine weite Industriebrache auf dem ehemaligen Färbli-Gelände. Ein grosses Schild kündet von der geplanten Neunutzung oder verschiedenen Gewerbeflächen. Etwas weiter Richtung Zentrum stehen schon die ersten neueren Gebäude und auch ein Wohnblock ist hier schon errichtet worden, wirkt aber noch etwas verlassen. Dem Schild und Suters Worten nach soll sich dies jedoch bald ändern. Nächster Programmpunkt ist dann das ehemalige Gaswerk. Die alte Industriearchitektur sticht mir sofort ins Auge und weiss spontan zu gefallen. Durch die Neunutzung als Kletterpark, weiteren Sportangeboten sowie als Raum für Kultur und Kunstangebote wird das Gebäudeensemble erhalten. Diese Neunutzung wirkt wie

Umgenutzte Textilfabrik in Uster (Foto F. Roesch)

eine Miniaturausgabe von verschiedenen umgenutzten Industriebrachen im Ruhrgebiet, wie zum Beispiel dem Landschaftspark Duisburg Nord. Durch den starken Rückbau der Industrie hat Schlieren aber erneut mit einem weiteren Identitätsverlust als Arbeiter- und Industriestadt zu kämpfen. Durch die zahlreichen Neubauprojekte und den Strukturwandel hin zum Dienstleistungssektor wird auf absehbare Zeit jedoch eine neue Identität Schlierens entstehen.

Die S5-Stadt Uster

Die Führung durch Uster wurde vom selbstständigen Projektentwickler *Ludi Fuchs* geleitet. Der erste Eindruck am Bahnhof war ein positiver. Man fühlte sich direkt im belebten Zentrum der Stadt angekommen (was nicht nur daran lag, dass an diesem Tag hier ein grosses Laufevent stattfand). Ein bis zwei um die Jahrhundertwende errichtete Gebäude zeugten auch noch von alter Bausubstanz. Dass es früher noch wesentlich mehr waren und diese durch eher geschmacklose Bauten ersetzt worden waren, erzählte uns Fuchs.

Erster Programmpunkt war dann das Besteigen des Rathausdaches, von dem man einen guten Überblick über die Agglomeration hatte. Dazu wurden einige Eckdaten zur Stadt erläutert. Uster hat sich von einer Industrie- zu einer Wohnstadt entwickelt, was auch stark mit dem Anschluss an die

S-Bahn im Jahre 1990 zusammenhängt. Früher war es ein europaweit bekanntes Zentrum der Textilindustrie. Mittlerweile zählt die Stadt 33 000 Einwohner und wächst beständig um 300–400 Personen im Jahr. Warum Uster so beliebt zum Wohnen ist, wurde im Laufe des Rundganges immer klarer. Man hat es verstanden, die alten Industrieanlagen in sehr guter Weise neu zu nutzen und so ein individuelles Stadtbild zu kreieren. Dazu wurden viele Grünflächen angelegt, und der Fluss, welcher früher als Energielieferant für die Industrien diente, trägt heute an den Stellen, wo er oberirdisch sichtbar ist, zur Naherholung bei. Besonderen Charme versprühen zudem die noch bestehenden Tagelöhnerkaten und die Wiese eines jüdischen Viehhändlers mitten im dicht bebauten Stadtgebiet. Weiter auf der Führung kamen wir noch an einer ehemaligen Brauerei vorbei, die jetzt ebenfalls einen neuen Zweck erfüllt und Teil des Industrielehrpfades ist, welcher durch Uster führt. Dann wurde in meinen Augen das Highlight der Umnutzung präsentiert: eine 1958 errichtete Spinnerei, die nach Betriebsaufgabe nun Wohnzwecken dient. An den Rändern wurden Wohnungen eingebaut, während die Mitte frei blieb für eine dschungelartige Grünfläche. Ein genialles Konzept, welches den meisten Exkursionsteilnehmern ebenfalls gefiel und neidische Blicke auf sich zog. Neben dieser Wohnanlage lag noch ein ehemaliges Mädchenheim für italienische Gastarbeiterinnen eines Spinnereibetriebes, welches heutzutage ebenfalls als charmanter Wohnraum genutzt wird. Auf dem Rückweg zum Bahnhof gab es noch einige gewerbliche Beispiele für die Nutzung ehemaliger Industriegebäude zu sehen. Zwei Industriellenvillen beherbergen heute eine japanische Schule und einen Beautysalon, ein ehemaliges Fabrikgebäude eine Tanzschule.
So hinterlässt die S5-Stadt Uster auf der Heimfahrt einen positiven Eindruck als gelungenes Beispiel für die Integrierung industrieller Bausubstanz in moderne Wohnkonzepte. Eine lebenswerte Agglomeration.

Nachurteile (Jens Kotte)
Die Exkursion hat gezeigt: Die «Agglo» lebt! Junge Familien zieht es hierher. Mein recht negatives Bild der Agglomeration als grauer Wohnort musste ich nach diesen Exkursionen, besonders beeinflusst durch Uster, erst einmal ablegen. Die «Agglo» hat, wie es scheint, nur wenige oder keine exklusiven Geschäfte, keine grossen Konzertveranstaltungen und Vernissagen. Aber zum guten Leben an einem Ort nahe der Metropole bedarf es solcher Angebote auch nicht. Ganz im Gegenteil: Die «Agglo» bietet eine Vielzahl an Möglichkeiten, die die Stadt nicht bieten kann: Natur, kurze Wege und – ganz wichtig für viele junge Eltern – ein scheinbar sicheres Leben für Kinder. Die Bewohner, sogenannte Agglomeristen, haben den Städtern dadurch einiges voraus. Und sie sind in wenigen Minuten in der Stadt, dort, wo man scheinbar alles haben kann.
Der «Agglomerist» lebt oft ein multilokales Leben. Er ist ständig auf der Reise zur Arbeit in die Stadt und fährt am Feierabend wieder zurück. Welch eine Qualität so ein Leben jedoch hat, sieht man heute daran, wie begehrt es ist, in der «Agglo» zu wohnen.